

Vorwort

Literatur und Geschichte

In Jena hielt am Dienstag, den 26. Mai 1789, Schiller, Friedrich, von Hauptberuf deutscher Dichter, seine Antrittsrede an der großherzoglich sachsen-weimarischen Universität zu dem Thema „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“. Er führte darin aus, dass seine Zeitgenossen selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens nicht vermeiden könnten, Schuldner vergangener Jahrhunderte zu sein. Umso notwendiger sei es, die Kette der Begebenheiten, die vom gegenwärtigen Augenblick bis zum Anfang des Menschengeschlechts hinaufreiche, richtig zu erkennen und zu bewerten. Aber der Universalhistoriker müsse aus der Summe der Begebenheiten diejenigen herausheben, die einen wesentlichen Einfluss auf die Gegenwart hatten. Hier setze die kritische Denkarbeit ein – ich nenne es lieber kreative Gedankenspiele –, denn je öfter der Mensch „den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung ineinandergreifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden“.

Von Europa ausgehend begann etwa 100 Jahre vor Friedrich Schillers Antrittsrede ein Krebsgeschwür am Universalkörper der Menschheit zu wuchern, dessen Auswirkungen auf unsere Gegenwart die kritische Denkarbeit erfordern, um eine heilende Therapie für die Zukunft einleiten zu können. Das Krebsgeschwür ist der Anfang der Hochrüstung und der Beginn der stehenden Heere in Europa. Die ersten natürlichen Gegenreaktionen waren Volks-

aufstände gegen die Belastungen, die von der Hochrüstung und den nicht mehr abgedankten Armeen hervorgerufen wurden. Als ein solcher ist der Bayerische Aufstand von 1705 anzusehen – sehr frühe Ausbildung von Antikörpern – und das Volksstück von mir ein Versuch, sie zu isolieren und nutzbar zu machen für die heutige späte Gegenwart und noch spätere Zukunft.

Gegenwärtig zählt in den Schulen Geschichtsunterricht zu den unbeliebten Fächern. Hingegen sind die sogenannten Mantel- und Degen-Filme über eben die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts Publikumsrenner mit hohen Einschaltquoten im Fernsehen. Das deutet auf ein wohl vorhandenes Interesse an Wissen um Vergangenheit hin, an Geschichte und Geschichtlichem, aber eben auch auf Bedürfnisse nach spielerisch-kreativer Darbietung dieser Stoffe. Filme laufen ab und fördern Emotionen, Volksstücke dagegen sind live, sind Leben; wenn man sie außerdem noch nachlesen kann, in Gedanken oder mit Mitspielern real spielend, kann das Vergangene mit dem Gegenwärtigen verknüpft werden und den Spieler über seine beschränkte Zeit hinaus in die Zukunft wirken lassen.

Hoffnungsgläubige des Fortschritts oder Ingenieure der Katastrophen?

Der Mensch soll nicht glauben, sondern sich um Wissen bemühen, denke ich. Was wissen wir aus Schulunterrichtsstunden und Lehrbüchern über den Absolutismus und Merkantilismus des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, und welche Erkenntnisse für unsere Gegenwart werden uns daraus bewusst? Bis zum Dreißigjährigen Krieg gab es seit dem römischen Imperium keine stehenden Heere mehr, außer in Frankreich seit der Regierung Heinrich IV. Um 1530 beschreibt Aventinus, der baye-

rische Humanist, wie im Bedarfsfall eine Armee zustande kam: *„Es ist bei uns Deutschen ein solcher Brauch, wenn der Kaiser oder König einen Krieg führt und Kriegsvolk auf will nehmen, so lässt er im Reich umschlagen, dann so kommt eine große Anzahl Volks zusammen, rotzigs und reudigs, geübts und ungeübts, Knecht und Diener, Jungs und Altes, und ist kaum der halbe Theil geschickt zum Krieg; nun braucht man sie so lang man ihrer bedarf; es geräht wohl oder übel, sobald man ihrer nimmer bedarf, so gibt man ihnen Urlaub und lässt sie abziehen, dazu oft böslich bezahlt, und wenn sie dann nicht flink aus dem Lande ziehen und sich flugs packen, so droht man ihnen mit Henken und Tränken aus dem Lande. Nachmals muss der abgedankte Söldner dann mit Beschwerde des gemeinen Mannes heimgarten, ist ein wenig ehrlicher als betteln.“*

Auch der Versuch des kaiserlichen Militärunternehmers Wallenstein, mit zentralen Kontributionen den Sold für die Landsknechte aufzubringen und dadurch die Plünderung und Verwüstung eroberten Gebietes zu vermeiden, führte kaum zu dauerndem Erfolg. Außerdem konnte ein „heimgegarteter“ Bauer nur schwerlich Abgaben an den Adel leisten, dem er lehenspflichtig war. Dieser Adel aber war es, der dem jeweiligen Landesherrn vermehrte Kriegssteuern genehmigen oder verweigern konnte. Seine Interessen wurden von den Ständevertretungen, den „Landständen“ ausgeübt, und die wollten in Friedenszeiten keine hochgerüstete Zentralmacht, die in die Lage versetzt gewesen wäre, ihnen mit militärischem Druck etwas abzuzwingen. So wurden auch nach dem Dreißigjährigen Krieg allerorten die Armeen abgedankt.

Aus diesem gesamteuropäischen Krieg zog jedoch der kaiserliche Feldherr Raimondo Montecuccoli eine Lehre für ein „miles perpetuus“, ein stehendes Heer: *„Man soll nicht das ganze Heer entlassen, sondern immer einiges Kriegsvolk auf den Beinen haben. [...] Die Rahmen der Regimente sollen immer aufgestellt sein, damit die Kriegswissenschaft weder in der Theorie noch in der Praxis verlernt werde, sowie auch, um viele Commandanten zu erhalten. [...] Wenn*

sich die Gelegenheit ergibt, den Abgang an Mannschaft zu ergänzen, so werden sie in zwei Monaten in den Stand gesetzt sein, gute Dinge zu leisten“, dachte Montecuccoli bei diesen Überlegungen an die königliche Soldtruppe in Frankreich, die seit den dortigen Bürgerkriegen bestand, die „vieilles bandes“ Heinrichs IV. mit 4.120 Infanteristen und 2.637 Kavalleristen?

Ludwig XIV. konnte diese Truppe gegen den drohenden Putsch der adeligen Fronde einsetzen. Bewahrte sie ihn davor, seinen Kopf auf den Henkersblock legen zu müssen wie der englische König Carl I.? Königliche Söldner, Soldaten als Machtmittel gegen innerstaatliche Gegner, verschafften Ludwig XIV. die Unabhängigkeit von den Ständen, den am meisten Steuern aufbringenden, Waren produzierenden Bürgern Förderung und Schutz angedeihen zu lassen. Dieser wirtschaftliche Zuwachs wurde – neben dem Hof- und Bautenluxus – sogleich auch wieder für die Vergrößerung der Armee ausgegeben. Die königlichen Berater Michel Le Tellier und dessen Sohn, Francois Le Tellier, Marquis de Louvois, installierten landesweit die „intendants“, Militärsteuereinnahmer, denen auch regional die zentral gelenkte Unterbringung, Ausrüstung und Versorgung der „Friedenstruppen“ übertragen war.

Das Krebsgeschwür beginnt zu wuchern: 1659 hat Frankreich ein stehendes Heer von etwa 72.000 Mann, 1672 schon 119.000 Mann, und dies zu Friedenszeiten. In den Kriegsjahren 1666/67 lief es auf zu 140.000 Mann, 1678 zu 279.000 Mann und 1701, als es um den Erwerb der spanischen Erbschaft für den Enkel ging, zu 293.000 Mann. Das waren Männer, die keine Waren herstellten (oder wie die römischen Legionäre in Friedenszeiten Land bebauten), sondern einquartiert, bekleidet, ernährt und bewaffnet werden mußten. In Kriegszeiten, so rechnete man, würden diese Ausgaben des Staates wieder ausgeglichen durch Zuwachs aus den eroberten Gebieten. Als Ziele solcher Eroberungen wurden deshalb Territorien bevorzugt, die durch Handel und Gewerbe gut entwickelt waren, also aussichtsreiche Standorte für neue Intendanturen und somit Steuereinnahmen boten: die

Reichsstädte Straßburg und Colmar, Flandern, Elsass-Lothringen, Oberitalien.

Frankreich hatte in der Zeit von 1500 bis 1600 zwölf Kriege geführt, zwischen 1600 und 1789 aber 23. Ein stehendes, hochgerüstetes Heer sichert den Frieden?

Der habsburgische Kaiser, erster Machtrivale des französischen Königs in Europa, ließ nach dem Dreißigjährigen Krieg seine Armee von 62 Regimentern Infanterie und Kavallerie weitgehend reduzieren, das heißt abrüsten; unter dem Eindruck der Bedrohung durch die Türken und Frankreich und nach der kriegerischen Austragung von Konflikten in Oberitalien kam es aber zu einer in Friedenszeiten bestehenden Armee. Im Jahre 1655 waren dies 9.842 Mann Infanterie, 3.218 Mann Kavallerie und 672 Dragoner. Nach den sogenannten „Münster'schen Wirren“ folgte das Kurfürstentum Brandenburg der „französischen Mode“ und behielt 6.140 Mann Infanterie, 1.530 Mann Kavallerie und 530 Dragoner im Sold, dazu noch 5.067 Mann als Festungsgarnisonen. Kurfürst Johann Georg von Sachsen schuf 1682 ein stehendes Heer von 7.157 Infanteristen und 3.222 Kavalleristen, und Kurfürst Max Emanuel errichtete im gleichen Jahr eine Armee von 8.400 Mann zu Fuß und 2.400 Mann zu Pferd. Als im folgenden Jahr 1683 die unverhältnismäßig größere, nach Kasten und feudal organisierte türkische Armee die kaiserliche Hauptstadt Wien belagerte, bewährten sich die im Frieden einexerzierten europäischen Truppen.

In diese Entsatzschlacht vor Wien waren die Regimenter noch zu einem Teil mit Piken und Luntenschlossgewehren bewaffnet gezogen. Die Pikeniere bildeten den Kern eines Feldregiments und hatten mit ihren bis zu sechs Meter langen Piken den Gegner davon abzuhalten, die Ordnung der feuernenden Musketiere zu stören. Das Führen beider Waffenarten aufeinander einzuspielen kostete Zeit und Geld. Dafür waren taugliche Unterführer und Offiziere nötig und kosteten wieder Geld, ebenso wie die Bewaffnung und die für die Ordnung erforderliche gleichartige und bald auch gleichfarbige Bekleidung. Noch einmal sei Raimondo Montecuccoli

zitiert: *„Einen Krieg zu führen braucht es drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld.“*

Kosten verursachten auch die waffentechnischen Verbesserungen in den folgenden Jahren, nämlich die Abschaffung der Piken zugunsten des Bajonetts und die Einführung des Steinschlossgewehrs, das schneller als das Luntengewehr schoss. Neue Manufakturbetriebe entstanden, alte Handwerke wie Plattner und Harnischmacher oder Schwertfeger verschwanden. Manufakturbetriebe der neuen Art – frühe Industrien, könnte man sagen – waren die Gewehrfabriken in Lüttich und Suhl, Uniformtuchfabriken in Flandern, aber auch in der Münchner Vorstadt Au zum Beispiel. Ein weiteres Beispiel sind die großen Färbereien wie die von Basel in der Schweiz. Gefärbtes Tuch für Uniformen verbarg Webfehler, und farbige Uniformen gaben den hinter den Fronten stehenden Feldherrn einen besseren Überblick über die Truppen. Die adeligen Familien der Schweiz dienten bald allen umliegenden reicheren Ländern ihre überzähligen Landeskinder zum Kauf an, fertig uniformiert in beständigen und kräftigen Farben sowie zuverlässig abgerichtet. Und die Fahnen der schweizerischen Soldregimenter liefen Reklame für die Künste der Basler Färbereimanufakturen, manchmal mit dem ganzen Spektrum des Regenbogens. Die Basler Färber wurden so Vorgänger der heute noch existierenden schweizerischen Chemie-Industrie am Oberrhein. Der gesteigerte Bedarf an Schießpulver brachte die Erwerbszweige der Pulvermüller und Salpeterer zu größerem Aufschwung. Letztere wurden der zivilen Bevölkerung über ein Jahrhundert lang zur lästigen Plage, durften sie doch – mit entsprechenden landesherrlichen Privilegien ausgestattet – in jedem bäuerlichen oder bürgerlichen Haus nach ausgeblühtem Salpeter suchen und dazu jederzeit die Fußböden aufreißen.

Aber auch Versuche, die Militärausgaben zu senken oder gleich niedriger zu halten, brachten für die zivilen Bewohner des Landes militärische Lasten mit sich. Auch in Friedenszeiten kamen die Soldaten in ihr Haus, mussten beköstigt werden; wenn sie aber

die Frau oder die Tochter des Hauses belästigten oder durch Verichten unzüftiger Arbeiten dem Handwerker Konkurrenz machten, musste der Hausherr seine Klage beim Regiment führen. Ferner wirkte sich das weit verbreitete, „Defensionswerk“ genannte Milizsystem aus, das im Kriegsfall das stehende Heer entlasten sollte, indem es die nähere Heimat verteidigte, wenn die Feldtruppen anderswo zusammengezogen wurden. Wenn die Werbung in solchen Zeiten weniger erfolgreich war, wurden Defensionäre zeitweilig auch als Ersatz für nicht zu bekommende Söldner in die Regimenter eingestellt. Deshalb wurden sie beispielsweise in Bayern sonntags nach dem Kirchgang von beamteten Amtsrichtern oder eigens dafür angestellten Offizieren im Waffengebrauch eingeübt, gedrillt und exerziert. Im Kriegsfall hatte die ländliche Bevölkerung auch noch die Pflicht des Hand- und Spanndienstes für die umfänglichen Materialtransporte der Armeen. Die Unbeliebtheit dieser Militarisierung des Alltags belegt beispielhaft eine Strophe aus einem Defensionärslied:

*Ich bin auch in der Auswahl mit,
Ich trag ein Pik im vierten Glied,
Man drillt mich oft, ich muss hinaus,
Es geh nun, wie es wöll, im Haus.*

Krieg, Vater aller Dinge; Hochrüstung, Motor des Erfindergeistes, der Vollbeschäftigung und der industriellen Wirtschaft – haben solche Sprüche jemals gestimmt? Müssten wir auf beschichtete Bratpfannen und lichteht eingefärbte Schi-Anoraks verzichten in unseren Tagen, wenn nicht jene Mächtigen vor rund 300 Jahren die europäischen Völker den Notwendigkeiten der Ökonomie stehender Heere unterworfen hätten? Noch ein Spruch, der seither auf jeder deutschen Zunge liegt, ungeprüft auf seine Richtigkeit: „Der nicht wagt, der nicht gewinnt.“

Lassen Sie mich gedankenspielen, zurückkehren zu einem jungen Mann, dem der Vater früh weggestorben ist, ihm aber einen

einigermaßen florierenden Großbetrieb hinterlassen konnte. Die anstehenden Geschäfte leitet zunächst einmal ein mächtiger, gut-katholischer Mann, der gute Verbindungen ins Ausland pflegt, vor allem zum Kirchenoberhaupt in Rom, aber auch zur von Repräsentations- und anderen Pflichten überlasteten Mutter. Sorgen für die Zukunft kann dieser fabelhafte Hauptgeschäftsführer, Armand Jean du Plessis Richelieu, dem jungen Ludwig, nunmehr allerchristlichster König von Frankreich, rasch und gründlich ausräumen. Nein, in seinem Reich werde es keinen puritanischen Lordprotektor Cromwell geben, der ihm nach dem Leben trachtet, aber der hingerichtete König Carl sei auch nicht im rechten Glauben gestanden... Allerdings gebe es in Frankreich auch noch immer solch gottverdammte Ketzer, die Hugenotten, aber gegen die könne man hierzulande treu ergebene, weil gut bezahlte Soldaten einsetzen.

Der junge Mann befolgt solche Lehren fürs Leben konsequent, treibt die Hugenotten bald nach seiner Thronbesteigung und Regierungsübernahme außer Landes, stellt zur Sicherung nach innen und außen immer neue Truppen auf. Er wagt auch etwas, macht Schulden für diese Sicherheit. Um den besorgniserregenden Hugenotten endgültig den Rest zu geben, legt er ihnen Dragoner ins Quartier, um sie katholisch zu machen. Aber die von den Dragonern bis aufs Hemd ausgeplünderten Hugenotten in den Cevennen erlauben sich sogar, als Kamisarden gegen ihn aufzustehen. Ein allerchristlichster König muss Recht tun und niemanden scheuen. Die Staatsschulden? Ach was, das sind Vorschüsse auf die Zukunft. Doch die anglikanische englisch-ostindische Kompanie und die vorwiegend protestantische niederländisch-ostindische Kompanie sind im Handel weit erfolgreicher, bringen mehr Geld ein als die von ihm selbst mit Privilegien versehene französisch-ostindische Kompanie. Der Vorsprung der Ketzer auf den Weltmeeren ist doch einzuholen, wenn eines Tages die französische und die spanische Flotte gemeinsam segeln werden. Dann wird man dem französischen Staatshaushalt rasch den nötigen Ausgleich schaffen...

Die Erbrechtssache Karl II. von Spanien liest sich wie die Verwandtschaftsverwicklung einer altbayerischen Dorfgeschichte. Der kinderlose spanische König war ein Enkel Philipps III., eines Habsburgers, der über seine Tochter Anna auch zum Großvater von Ludwig XIV. geworden war. Der Sohn Philipps III., Philipp IV., verheiratete seine Tochter Maria Theresia mit Ludwig XIV. und wurde so dessen Schwiegervater; der regierende König Karl II., Sohn von Philipp IV., war dementsprechend Schwager des französischen Königs.

Philipps III. Tochter Maria Anna war die Mutter des habsburgischen Kaisers Leopold I., der durch Heirat mit Philipps IV. Tochter Margarethe Theresia ebenfalls Schwager Karls II. von Spanien wurde. Leopold I. verheiratete seine Tochter Maria Antonia mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern – Geld heiratet Geld. Dem Sohn Joseph Ferdinand von Max Emanuel und Maria Antonia wollte Karl II. das gesamte spanische Erbe in seinem Testament überlassen. Aber Joseph Ferdinand starb noch zu Karls II. Lebzeiten in den spanischen Niederlanden, wo sein Vater Max Emanuel als spanischer Statthalter und Vizekönig residierte, am 6. Februar 1699 in Brüssel.

Philipp Herzog von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., wurde der Erbe. Die französischen Diplomaten eilten nach Eintritt des Erbfalls nach Brüssel, um Max Emanuel mit Entschädigungen für die Anerkennung Philipps als spanischen König zu gewinnen: monatlich 30.000 Taler für den Unterhalt der bayerischen Armee als Subsidien, Bürgschaft für die von Bayern zugunsten der Statthalterchaft in den Niederlanden aufgewendeten Millionen und für den Fall des Aussterbens des Hauses Habsburg das Versprechen der Kaiser- und Königswürde für das Haus Wittelsbach. „*Die Familienbande ist die schlimmste aller Banden*“ (Tucholsky).

Mit den österreichischen Habsburgern stand Max Emanuel familiär nicht so gut, seit seine erste Frau, Kaisertochter Maria Antonia, bevor sie am 24. Dezember 1692 an den Folgen der Entbindung Joseph Ferdinands in Wien verstarb, auf Erbansprü-